

„Kopernikus“ und die Zukunft der WfbM

Das ist beim ersten Lesen oder Hören sicher eine „irre“(führende) Überschrift: Hier werden zwei Welten in Berührung gebracht, die sonst eher nicht im Zusammenhang gesehen werden: die globale Wissenschaft und die Zukunft der Werkstätten. Der Spannungsbogen, der sich aus diesen beiden Polen ergibt, eröffnet ein ganzes Universum, das unmöglich im Rahmen dieser Veranstaltung einigermaßen umfassend dargestellt werden kann.

Mit dem Stichwort „Zukunft der Werkstätten“ verbindet sich allein schon eine ganze Welt, die allerdings in ihrem Wesen oftmals immer noch als „Sonderwelt“ zu charakterisieren ist. Ich will versuchen, ausgehend von „Kopernikus“ einige grundsätzliche Gedankenlinien zur Zukunft der Werkstätten aufzunehmen, ohne dabei Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben. Ich werde dabei (obwohl der Begriff „Werkstatt“ sehr pauschal ist in Bezug auf die Zielgruppen und Inhalte des Angebots) von der Werkstatt insgesamt sprechen, da unabhängig von allen Spezialisierungen und Einzelkonkretionen die Frage der Zukunft der Werkstätten auch generalisierend gestellt wird und beantwortet werden muss.

I „Kopernikus“ als Projekt der Eingliederungshilfe

„Kopernikus“ ist ganz konkret ein aktuelles Projekt der Greifenwerkstatt in Greifswald zur weiteren Differenzierung des Angebots der WfbM und zur Nutzung von Kompetenzen der Werkstatt für neue Zielgruppen. So verstehen wir „Kopernikus“ als das Angebot für Eingliederungs- und Rehabilitationsmanagement. Dieses Projekt gründet sich auf folgende Eckpfeiler:

1. Im Projekt „Kopernikus“ geht es speziell darum, unser fachlich anerkanntes Know how der Eignungsdiagnostik auf Basis des MELBA-Systems und des Berufsbildungsbereiches allgemein für einen erweiterten Personenkreis zur Verfügung zu stellen. Das sind Personen, die aus unterschiedlichsten Gründen einen Assistenzbedarf bei der beruflichen Wiedereingliederung haben (z.B. SGB II Empfänger).
2. Im Zusammenhang mit der Eignungsdiagnostik und beruflichen Bildung steht eine umfassende Kooperation mit regionalen Wirtschaftsfirmen in Form eines ausgebauten Netzwerkes.

Ziel ist es, auf der Basis des eigenen Know hows und des umfassenden Netzwerkes die Teilnehmer des Projektes ausgehend vom Grundgedanken der Inklusion möglichst gleichberechtigt, individuell angemessen und nachhaltig in das allgemeine Arbeitsleben einzugliedern bzw. auf dem Weg dahin zu fördern und zu begleiten.



Möwencentrum Greifswald

Eine Voraussetzung für die Akzeptanz des Projektes ist es, dieses für den erweiterten Personenkreis möglichst niedrigschwellig anzubieten. In der Logik dieses gedanklichen Ansatzes befindet sich dieses Angebot nicht in der Werkstatt, sondern in anderen neutralen Räumlichkeiten. Wir haben dazu geeignete Räume in einem Einkaufszentrum mitten in der Hansestadt Greifswald angemietet. Dadurch besteht umgekehrt auch für die Menschen, die bisher automatisch das Eingangsverfahren der WfbM durchlaufen haben, perspektivisch die Möglichkeit, den Automatismus einer „Werkstattkarriere“ zu verhindern bzw. flexiblere Angebote machen zu können.

Ich möchte im Folgenden aus diesem kurz beschriebenen Projektansatz exemplarisch nur drei Überlegungen herausgreifen, die m.E. wichtig sind, wenn wir von der Zukunft der Werkstätten insgesamt sprechen.

II Kopernikus als „Vehikel“ für neues Denken



Nikolaus Kopernikus

Der Name Kopernikus steht durch seine bahnbrechende Entdeckung – nämlich dass nicht die Sonne um die Erde kreist, sondern die Erde um die Sonne – für ein neues Weltbild¹. Das trifft in ganz bescheidenem Maße auch auf die Überlegungen in den WfbM zu. Wir brauchen selbst ein neues Weltbild, bei dem wir erkennen, dass sich nicht alles (erst recht nicht der Mensch, der ein Angebot braucht) um die Werkstatt dreht, sondern die Werkstatt ein Teil der Angebotsplaneten ist, die um das im Zentrum stehende bzw. lebende Individuum kreisen. In der Konsequenz heißt das, dass es unsere Aufgabe ist, nicht mehr den Menschen automatisch in die Werkstatt einzugliedern, sondern das Angebot der Werkstatt stärker auf die Umlaufbahn der allgemeinen Arbeitswelt zu bringen. Damit ist aus meiner Sicht eine Grundaussage zur Zukunft der Werkstätten gemacht: Die Werkstatt soll ein Angebot in der „Umlaufbahn“ sein und bleiben. Sie ist nicht der Mittelpunkt, aber sie kann und soll auch nicht aus der Umlaufbahn entfernt werden.

These 1: *Wir brauchen nicht mehr Eingliederung von Personen in bestehende Institutionen, sondern mehr Ausgliederung der Institutionen in die reale (Arbeits)welt.*

¹ Nikolaus Kopernikus lebte von 1473-1543. Sein Hauptwerk, „De Revolutionibus Orbium Coelestium“ (von den Kreisbewegungen der Weltkörper) stammt aus dem Jahr 1543.



Historischer Holzschnitt als Illustration für ein verändertes Weltbild

Dazu brauchen wir auch motivierte Mitstreiter, die ein wenig Freude, ein wenig Leidensdruck und vor allem eine Portion Neugier haben, die den Kopf nicht in den Sand stecken, sondern aus der alten Glocke herausstrecken um festzustellen, dass die Welt größer, bunter und vielfältiger ist, als wir sie manchmal wahrnehmen. Dies alles getreu dem berühmten Satz des Schweizer Theologen Kurt Marti, der einmal gesagt hat: *Wo kämen wir hin, wenn alle sagten: "Wo kämen wir hin?" und niemand ginge, um zu schauen, wohin man käme, wenn man ginge.*²

Die Arbeit am Projekt „Kopernikus“ entwickelt sich als ein Vehikel für neues Denken innerhalb des Makrokosmos Werkstatt. Über den konkreten Nutzen hinaus brauchen wir solche Ideenwerkstätten, die als Katalysator fungieren, wenn wir uns auf den Weg machen wollen, die eigenen Institutionen zu überholen. Wenn es eine Zukunft der Werkstätten gibt oder geben soll, wovon ich überzeugt bin, dann fängt sie in diesen Ideenwerkstätten an. Die Werkstatt kann zu einer Art Projektschmiede werden, ein „workshop“ im besten Sinne des Wortes.

These 2: *Wir brauchen vielfältige Ideenwerkstätten, um die Zukunft der Werkstätten gestalten zu können, die dann vielleicht gar keine herkömmlichen Werkstätten mehr sind.*

Exkurs: Die Werkstätten im Dschungel einer babylonischen Sprachverwirrung

Damit solch eine „Labormentalität“ in den Werkstätten Platz finden kann, ist es unabdingbare Voraussetzung, dass Klarheit über Grundlagen besteht. Man könnte sich mit Verweis auf die neueren Gesetze bzw. politischen Verlautbarungen zufrieden geben. Aber diese Grundlagen haben durch ihre Begrifflichkeiten viele Unschärfen und Reibungsflächen erst neu geschaffen. Allein in den letzten zehn Jahren hat es eine Flut an verändertem Vokabular für das gegeben, was in den Werkstätten geschieht, an wen sich das Angebot richtet und vor allem mit welchem Ziel: aus der WfB ist die WfbM geworden. Wir sprechen verstärkt von Individualisierung und Selbstbestimmung und persönlicher Assistenz. Es geht um Teilhabe, Integration, Inklusion, Eingliederung, Rehabilitation.

Die genannten Begriffe haben alle unterschiedlich starke Schnittmengen, aber eines sind sie mit Sicherheit nicht: sie sind nicht identisch. Wir führen selbstbewusst und selbstverständlich diese Begriffe je nach Anlass in unsere Reden ein, sollten uns aber vergegenwärtigen, dass jeder dieser Begriffe auch

² (Kurt Marti, Schweizer Theologe und Philosoph, geb.1921).

einen ganz speziellen eigenen Kontext aus Geschichte, aus verschiedenen Diskussionssträngen und aus gesetzlichen Regelungen hat, der unser Verständnis dieser Begriffe prägt. So wäre es meine Frage schon, ob der Begriff der Eingliederungshilfe nicht doch etwas weitgehend anderes transportiert als der Begriff der Inklusion. Weil Eingliederung implizit enthält, dass zuvor faktisch eine Ausgliederung der betreffenden Menschen stattgefunden hat. Die Inklusion (z. dt. Einschließlichkeit) geht aus anderer Perspektive davon aus, dass eine Integration als Kompensationsleistung des Einzelnen bzw. der Gesellschaft dann nicht notwendig ist, wenn konsequent einschließlich aller Menschen gedacht und gehandelt wird.

These 3: *Grundlegende Motive und Ziele der beruflichen Rehabilitation in der aktuellen Entwicklung sind eine umfängliche Inklusion in Verbindung mit einer weitest möglichen Individualisierung von Unterstützungsangeboten und –leistungen.*

Insgesamt ist bei diesem anspruchsvollen Ansatz der gesellschaftliche Bezugsrahmen zu beachten. Das Ziel von Inklusion und individualisierter Assistenz kann man nur mit Einschränkung als sehr konkrete Erwartung an die Anbieter (hps. der Werkstätten) richten, solange weite Teile der Gesellschaft ansonsten weiterhin darauf aufbauen, dass Menschen mit besonderen Unterstützungsbedarfen ihr separates Angebot erhalten. Das entscheidende Hindernis einer umfassenden Inklusion liegt nicht in den Menschen, die bisher aus der Gesellschaft herauszufallen drohen, sondern vielmehr im Zentrum der Gesellschaft bei uns allen. Ich zitiere hierzu den Theologen U. Bach: „Wer sich in unserer Gesellschaft mit der Frage nach sehr schwer behinderten Menschen beschäftigt, sollte sich nicht aufhalten bei der törichten Frage: Sind das noch Menschen? Richtig, wichtig und angemessen ist allein die Frage: Sind *wir* noch Menschen? Sind *wir* überhaupt fähig, Menschen in sehr anderen Lebensbezügen als unsere Mitmenschen anzuerkennen?“³

III Kopernikus als Signal zum Aufbruch aus der Sonderwelt

Wenn wir uns aufmachen – erst gedanklich, dann mit Konzeptionen und Umsetzungen, dann werden wir zwangsläufig auch aus unseren eigenen „Sonderwelten“ aufbrechen müssen. Nicht umsonst heißen diese oft Einrichtungen, weil wir uns selbst darin eingerichtet haben. Ich will das am Beispiel unserer eigenen Werkstatt kurz verdeutlichen:



Greifenwerkstatt in Greifswald (Hauptstandort am Helmshäger Berg)

³ U. Bach: „Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz. Bausteine einer Theologie nach Hadamar“, Neukirchen 2006

Die Greifenwerkstatt Greifswald bezog im Jahr 1997 ein neues Werkstattgebäude, vom Träger geplant, von Bund und Land finanziell unterstützt in einem Gewerbegebiet. 1997 war es so, und ist es mit einigen Veränderungen auch bis zum heutigen Tag geblieben, dass unter dem Dach der „Werkstatt für behinderte Menschen“ ganz verschiedene Produktionsstätten vereinigt sind: Metall, Holz, industrielle Verpackung, Montage, Garten- und Landschaftsbau usw. Diese Werkstatt bisherigen Typus ist ein Konglomerat aus verschiedenen Produktionsstätten, die eine gemeinsame Infrastruktur verbindet (sowohl baulich als auch unterstützende Dienste)

In der freien Wirtschaft kommt man auf diesen Gedanken nicht: In der Nähe unserer Werkstatt befinden sich eine Autolackiererei, mehrere Autohäuser, eine Cook-and-Chill- Küche, eine Backfabrik, ein Baustoffhandel usw. Die haben keine gemeinsame Infrastruktur, z.B. eine gemeinsame Kantine oder gemeinsame Umkleieräume, obwohl das vielleicht sogar unter wirtschaftlichen Aspekten ein interessanter Gedanke wäre. Es zeigt sich hier wieder einmal, dass es sehr relativ ist, was in der Gesellschaft der Norm nach als „normal“ bezeichnet wird und was man im Gegenzug als „Sonderwelt“ bezeichnet.

Das Kennzeichen der Werkstätten als „Sonderwelt“ ist also nicht allein (vielleicht nicht einmal primär), dass hier der Arbeitsort für Menschen mit Behinderung ist, sondern dass in der Konsequenz der Ausrichtung auf die Zielgruppe ein ganz eigenes Organisationsgebilde entstanden ist, das ansonsten in der Arbeitswelt eher ungewöhnlich ist. Kennzeichen dieser „Sonderwelt“ ist die Konzentration unterschiedlichster Arbeitsbereiche in Verbindung zu einer pädagogisch/betreuerischen und organisatorischen Infrastruktur. Hierbei spielen viele wirtschaftliche und praktische Erwägungen eine Rolle, z.B. auch die Durchlässigkeit der Arbeitsbereiche, so dass der behinderte Mensch entsprechend seiner Gaben und Fähigkeiten sich in diesem Kontext entwickeln kann bzw. auch die Arbeitsgruppe wechseln kann. Diese Struktur hat also auch viele Vorteile, und es wäre m.E. fatal, die Vorteile einfach beiseite zu tun. Die traditionelle Struktur hat aber offensichtlich einen entscheidenden Nachteil: Sie hat wenig oder mit einer umfassenden Inklusion zu tun.

Mit dem Projekt Kopernikus gehen wir nun den Weg in einem Konversionsprozess weiter, der bereits vor etlichen Jahren begonnen hat und der in vielen Werkstätten stattfindet: nämlich den kontinuierlichen Aufbruch aus dieser „Sonderwelt“. Es sind bereits vielfältige Außenarbeitsgruppen, Außenarbeitsplätze, Praktikummöglichkeiten geschaffen worden, die das Angebot örtlich dezentralisiert und vor allem auch inhaltlich differenziert haben. Die Werkstatt wird damit im gewissen Sinne so etwas wie eine „Holding“ – ein Dach, unter dem sich verschiedene spezialisierte Unternehmen befinden, die wir nur weiterhin als Arbeitsbereiche bezeichnen. Und in dieser Entwicklung ist es natürlich möglich, eine sozialpädagogische Infrastruktur vorzuhalten, die dezentral tätig ist. Aber noch besser ist es, wenn dieser Teil des Angebots eben auch eine neue Verankerung im Gemeinwesen findet und mit dazu beiträgt, dass durch Bildung und Begleitung die Durchlässigkeit in den allgemeinen Arbeitsmarkt erhöht werden kann.

Die seit Jahren stattfindende Entwicklung zu mehr Differenzierung der Werkstattangebote hat bekanntlich u.a. zu Projekten unter der Überschrift „virtuelle Werkstatt“ geführt. Vieles was in diesem Zusammenhang gedacht und ausprobiert wird, ist interessant und hat zu einer Verbesserung des Angebots für behinderte Menschen geführt. Aber an diesem Begriff wird auch die Problematik der bisherigen Prozesse deutlich: Denn es kann nicht allein darum gehen, den Werkstattgedanken sozusagen auf eine andere abstraktere Ebene zu übertragen, ihn virtuell und damit unangreifbarer zu machen. Ziel der Entwicklung kann nicht sein, lediglich Investitionskosten sparen zu wollen und in alten Bahnen unter neuem Etikett zu arbeiten, sondern Ziel bleibt auch hier eine umfassende Inklusion.

These 4: *Der Konversionsprozess bedeutet Aufbruch aus den materiellen und ideellen Sonderwelten.*

IV Kopernikus als Ausdruck für ein anderes Markenimage und Selbstverständnis der Werkstatt

Die Diskussion um die Zukunft der Werkstätten führen wir oft als eine Fachdiskussion zur beruflichen Rehabilitation. Ein ganz eigener Aspekt, der mit dieser speziellen Fachlichkeit vordergründig erst einmal gar nicht viel zu tun hat, ist die Frage danach, wie ein zukünftiges Marketing der Werkstätten aussehen kann bzw. der Produkte und Dienstleistungen der Werkstätten. Es besteht hier jedoch ein direkter Zusammenhang zur Beschreibung der Werkstätten als „Sonderwelten“. Man kann es auch so sagen: Die „Werkstatt für behinderte Menschen“ hat sich selbst zu einer Marke mit Wiedererkennungswert entwickelt. Und diese Marke war teilweise positiv besetzt, ist aber zunehmend auch mit negativen Assoziationen verbunden. Sie ist zu einer der vielen Schubladen (die andernorts Leistungstypen heißen) geworden, in die Menschen hineindirigiert werden und die nun auch negativ behaftet sein kann.

Abgesehen davon, dass es im Einzelfall eher kontraproduktiv sein kann, mit der Besonderheit behinderter Menschen ein konkretes Marketing bezüglich von Produkten und Dienstleistungen zu verbinden, ist es wohl auch im „Außenaustritt“ geboten, keine „Sonderwelt“ zu transportieren. Es entspricht vielmehr dem Gedanken der Inklusion, die Besonderheiten direkt aus den betreffenden Produkten und Dienstleistungen heraus zu beschreiben, d.h. daraus die sogenannten Alleinstellungsmerkmale abzuleiten. Bezüglich der Produkte z.B. aus der Biolandproduktion ist die Erzeugung und Qualität maßgeblich und nicht, ob diese von behinderten oder nichtbehinderten Menschen erarbeitet wurden.



altes Schild am Hofladen Züssow, das demnächst ersetzt wird

Was bezüglich des einzelnen Produktes sehr eindeutig erscheint (nämlich eine konsequente Produktausrichtung des Marketings) kann in der Rückwirkung auf die trägerinterne Organisationseinheit „Werkstatt“ zu einer ganz eigenen Thematik werden. Denn in diesem Zusammenhang werden von uns als Anbietern Unternehmensidentitäten beschrieben (z.B. in Leitbildern). Im Wohlfahrtsbereich legen wir bisher viel Wert auf diese Identitäten (seien sie konfessionell begründet oder nicht) und sehen diese Identitäten auch als essenziellen Bestandteil der Marketingstrategien an. Aber die Zukunft der Werkstätten wird damit verbunden sein, diese Identitäten zwar weiterzuentwickeln und gleichzeitig doch weniger als separates Angebot der Freien Wohlfahrtspflege wahrgenommen zu werden.

Ich will an dieser Stelle nicht die Diskussion um die Gemeinnützigkeit schlechthin aufnehmen, sondern nur darauf hinweisen, dass unser eigenes Image als Freie Wohlfahrtspflege gesellschaftlich in einer gewissen Spannung zum Ziel einer umfassenden Inklusion steht. Der Projektname „Kopernikus“ ist deshalb ganz bewusst gewählt, weil dieser zwar einen bestimmten Anspruch in sich trägt, aber zugleich auch eine Neutralität bezüglich der Freien Wohlfahrtspflege. Wir können nicht einerseits von Inklusion sprechen und andererseits weiterhin in der bisherigen Sprache des Sozialstaates. Das ist aber ein Problem,

das nicht nur die Akteure der Freien Wohlfahrtspflege betrifft, sondern alle, die sich mit sozialen Themen und Sozialpolitik in Theorie und Praxis beschäftigen.

These 5: *Es geht nicht nur darum, Angebote anders zu organisieren, sondern sie auch anders zu kommunizieren.*

Eine veränderte Kommunikation darf sich nicht darauf beschränken, ob und wie wir unser Angebot „verkaufen“. Es geht um unsere Identität, die dahinter steht. Zu unserer Identität innerhalb der Freien Wohlfahrtspflege muss weiterhin das gesellschaftliche Ideal gehören, dass wir selbst überflüssig werden. Wir sind nicht um unserer selbst willen da, um eigene Identitäten zu pflegen und uns unentbehrlich zu machen, sondern um bestimmte Ziele innerhalb der Gesellschaft zu verfolgen. Die Aufgabe aber, unsere Gesellschaft zu diesem Ideal zu entwickeln, betrifft uns als Bürger alle gemeinsam. Und solange dies nicht realisierbar ist, wird es auch die Notwendigkeit sozialer Anbieter einschließlich der Freien Wohlfahrtspflege geben.⁴

These 6: *Der Weg zur Inklusion hat grundlegende Auswirkung auf die Identität sozialer Akteure – sowohl der Anbieter als auch der Kostenträger.*

V Fazit

Zusammenfassend möchte ich festhalten: Wenn wir uns als Anbieter und Träger von Werkstätten Gedanken um deren Zukunft machen, dann geht es darum,

- einen gedanklichen Aufbruch zu initiieren, aus alten Weltbildern des Sozialwesens herauszukommen und innovative Prozesse in Gang zu setzen,
- die vorhandenen Sonderwelten so weit wie möglich aufzulösen und sich auf den Weg zur Inklusion zu machen,
- die Ansätze zur Inklusion in unsere Sprache aufzunehmen und unsere externe Kommunikation darauf auszurichten.

Wir selbst als Anbieter der Freien Wohlfahrtspflege haben dadurch wenig zu verlieren, wir befinden uns vielmehr in Übereinstimmung mit unseren grundlegenden Motiven und Zielen.

In dem Nachdenken über die Zukunft der Werkstätten habe ich bewusst ausgeblendet, dass man die Frage stellen kann, ob es überhaupt solch eine Zukunft geben kann und soll. Ich glaube, dass solche Fragestellungen sehr theoretisch und daher auch nicht hilfreich sind. Wir brauchen Aufbrüche zu intelligenten Lösungen – zu Lösungen, die nicht plattmachen, sondern die dazu verhelfen, gewachsene Strukturen mit Augenmaß und Konsequenz weiterzuentwickeln.

Oft sehen wir in andere Länder, besonders nach Holland und Schweden und bewundern, welche Strukturen und Angebote dort für behinderte Menschen entwickelt wurden (übrigens mit hohem finanziellen Aufwand). Lennarth Andersson, der die Entwicklung des schwedischen Sozialstaates über Jahrzehnte mit begleitet und gestaltet hat, verwies kürzlich auf die Frage, was seiner Meinung nach am deutschen Sozialsystem so positiv einzuschätzen wäre, dass er es sich auch für Schweden wünschen

⁴ Die beschriebene Herausforderung für die Freie Wohlfahrtspflege findet sich spiegelbildlich auch auf der politischen Ebene und auf der Ebene der Leistungsträger/Kostenträger wieder. Hier stellt sich die Frage, wo welche Themen zukünftig verankert sind. Eine Tagung wie die heutige unter der Überschrift „Was macht Arbeit?“ erfährt dankenswerterweise viel Aufmerksamkeit in den Ministerien und Verwaltungen, die sich kontinuierlich mit sozialen Themen beschäftigen und dafür in der Verantwortung stehen. Zukünftig sollte aber angestrebt werden, auch diejenigen stärker in den Prozess einzubinden, die die Arbeitsmarkt- und Wirtschaftspolitik im Bundesland und in den Gebietskörperschaften gestalten.

würde, auf die berufliche Rehabilitation in Deutschland⁵. Diese externe Einschätzung mag nochmals verdeutlichen, dass es auf das rechte Verhältnis aus Bewahrung und Erneuerung wird ankommen müssen.

Wir brauchen einen weiten Horizont, um über die Zukunft der Werkstätten zu reden, dürfen uns nicht nur in Spezialfragen verhaken oder an der gegenwärtigen Finanzlage oder am gegenwärtigen Arbeitsmarkt orientieren, sondern das Ganze im Blick haben. Kopernikus und die Zukunft der Werkstätten heißt: Nicht in die Sterne gucken, aber den Blick aus der Vergangenheit in die Zukunft richten – und das, was wir dabei sehen, nicht als bedrohlich einzuschätzen, sondern als positiv zu gestaltende Realität, die auf uns zukommt.



Horizont und Perspektive

⁵ L. Anderssen (ehemaliger Leiter des Malmöhus Läns Landsting, Utvecklingsnämnden in Lund, Schweden) am 14.02.07 auf der Zukunftskonferenz des Bundesverbands Evangelische Behindertenhilfe (BEB) in Berlin. Gemeint waren hierbei nicht nur die Werkstätten für behinderte Menschen, sondern das umfassende System der beruflichen Rehabilitation einschließlich des Netzwerks der Berufsbildungswerke und Berufsförderungswerke.

Michael Bartels, Pommerscher Diakonieverein Züssow e. V. :
„Kopernikus“ und die Zukunft der Werkstätten für behinderte Menschen